

# Auf den Spuren von Mr. Spock

Eine Reise nach Indonesien

Bearbeitet von  
Nigel Barley, Ulrich Enderwitz

2. Aufl. 2015. Taschenbuch. 285 S. Paperback

ISBN 978 3 608 94897 4

Format (B x L): 12,5 x 21,8 cm

Gewicht: 370 g

schnell und portofrei erhältlich bei

  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

**NIGEL BARLEY**

**AUF  
DEN SPUREN  
VON  
MR. SPOCK**

**EINE REISE NACH INDONESIA**

Aus dem Englischen von  
Ulrich Enderwitz

Klett-Cotta

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Not a Hazardous Sport« bei Viking Penguin, London, New York.

© 1988 by Nigel Barley

Für die deutsche Ausgabe

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München

Unter Verwendung der Abbildung »Blick von der Höhe«

von Walter Spies. © Elaine Lesser/Alamy

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-94897-4

*Für Din*

# INHALT

- Vorwort 9
- 1** Aufbruch zu neuen Ufern 13
- 2** Geschichte zweier Städte 36
- 3** Eine Seefahrt, die ist lustig 73
- 4** An der ethnografischen Front 89
- 5** Rosstäuscher 105
- 6** In dieser Stadt ist kein Platz für uns beide 122
- 7** Der Reis und seine Menschen 140
- 8** Auftritte in den Bergen 169
- 9** Eheriten 209
- 10** Nennen wir Sie ... Pong 219
- 11** Das Rückspiel 246

## VORWORT

Üblicherweise werden ethnologische Berichte über andere Völker in der Form akademischer Monografien geschrieben. Die Verfasser dieser einigermaßen dünnen und schmucklosen Elaborate sind allwissend und betrachten ihr Objekt aus olympischer Höhe. Nicht nur verfügen sie über einen kulturellen Scharfblick, der den Durchblick der Eingeborenen selbst übertrifft, sie irren sich auch niemals und lassen sich nie von anderen täuschen, geschweige denn, dass sie anfällig gegen Selbsttäuschung wären. Auf den Karten fremder Kulturen, die sie zeichnen, gibt es keine Sackgassen. Ein Gefühlsleben haben die Betreffenden nicht; sie sind nie aufgeregt oder niedergeschlagen. Vor allem ist ihr Verhältnis zu den Menschen, die sie erforschen, frei von Zuneigung oder Abneigung.

Das vorliegende Buch ist keine Monografie dieser Art. Es handelt von meinen ersten Versuchen, mich mit einem »neuen« Volk – und tatsächlich mit einem ganzen »neuen« Kontinent – ins Benehmen zu setzen. Es berichtet von falschen Fährten und von sprachlichem Unvermögen, von fallen gelassenen Hypothesen und von den Täuschungen durch die eigene Person und durch andere. Vor allem aber wirft es nicht mit Verallgemeinerungen um sich, sondern handelt von einzelnen Begegnungen.

Aus streng ethnologischer Sicht werden diese Begegnungen dadurch entwertet, dass die Unterhaltung mit den Betreffenden nicht in ihrer Stammessprache, sondern in Indonesisch geführt wurde. In der Republik Indonesien existieren Hunderte, wenn nicht Tausende von Stammessprachen. Erste Annäherungen finden deshalb immer in der Nationalsprache statt, was auf den vorläufigen Charakter des mit ihrer Hilfe hergestellten Kontakts hinweist. Dennoch wurden im Laufe der mehr als zwei Jahre, die dieses Buch umspannt, aus solchen Kontakten echte persönliche und emotionale Beziehungen.

Monografien werden aus der Retrospektive verfasst. Sie pressen die Realität in eine Ordnung, deren Merkmal durchgängige Stimmigkeit ist. Dieses Buch wurde im Verlauf des Erfahrungsprozesses geschrieben, den es dokumentiert. Wäre ich von der großartigen torajanischen Reisscheune ausgegangen, die jetzt in den Räumen des Museum of Mankind in London zu besichtigen ist, hätte ich ein völlig anderes Buch schreiben und den Nachweis führen können, wie sinnvoll in ethnografischer, finanzieller und museologischer Hinsicht mein Plan zum Bau der Scheune war. Aber dem wirklichen Verlauf der Geschichte entspräche das nicht.

Viele Menschen sind mir bei dem Projekt behilflich gewesen, das Gegenstand dieses Buches ist. In England haben der Direktor und das Kuratorium des British Museum den Weitblick bewiesen, ein solch spekulatives Unternehmen zu finanzieren. Ohne die unermüdliche Unterstützung und das Verständnis von Jean Rankine und Malcolm McLeod wäre es nie und nimmer zustande gekommen.

In Indonesien bin ich Ibu Hariyati Soebadio vom Ministerium Pendidikan dan Kebudayaan sowie Bapak Yoop Ave



und Luther Barrung vom Ministerium Parpostel zu Dank verpflichtet: Sie alle geleiteten mich durch das Labyrinth der Ämter, in dem ich ohne ihre ständige Hilfsbereitschaft hoffnungslos stecken geblieben wäre. Bapak Yakob, Bupati von Tana Toraja, Bapak Patandianan von Sospol und Nico Pasaka waren mir eine große Hilfe. In Mamasa schulde ich Drs Silas Tarupadang für seine uneingeschränkte Gastfreundschaft und Unterstützung Dank. Professor Ibu Abbas von der Hasanuddin-Universität gab sich große Mühe, mir in einer Zeit bitterer Not zu helfen. Allen Dank versagen muss ich Bapak W. Arien von der Einreisebehörde in Ujung Pandang.

Zu Dank verpflichtet bin ich außerdem H. E. Bapak Suhartoyo und Bapak Hidayat von der indonesischen Botschaft in London. Ganz besonders danken möchte ich Bapak W. Miftach, ebenfalls Angehöriger der indonesischen Botschaft in London, für die Unterstützung, den Beistand und die Freundschaft, die er mir während des gesamten Projekts geschenkt hat.

Die Torajanische Stiftung in Jakarta – vor allem sind hier Bapak J. Parapak und Bapak H. Parinding zu nennen – nahm an der Toraja-Ausstellung von Anfang an einen ebenso herzlichen wie persönlichen Anteil; das Gleiche gilt für Gardua Indonesia.

Ohne die frohgemute Freundschaft, Unterstützung und das Verständnis von Salehuddin bin Hajji Abdullah Sani wäre dieses Projekt nie in die Tat umgesetzt worden.

Vor allem aber danke ich den vielen Männern und Frauen aus der Torjabevölkerung, die sich meiner annahmen und mir ebenso aufopferungsvoll wie uneigennützig halfen.

*Nigel Barley*

# 1

## AUFBRUCH ZU NEUEN UFERN

»Ethnologie ist keine gefährliche Sportart.« Das hatte ich schon immer vermutet, aber ich fand es beruhigend, dass mir eine Versicherungsgesellschaft von anerkannter Zuverlässigkeit die Tatsache schwarz auf weiß bestätigte. Wer, wenn nicht sie, wusste in solchen Dingen Bescheid?

Mit dieser Feststellung endete ein ausgedehnter Briefwechsel, zu dem mich eher vage Besorgnis als ernsthaftes Aufklärungsstreben bewogen hatte. Als ich für einen zwei-monatigen Feldforschungsaufenthalt eine Kranken- und Unfallversicherung abschloss, war ich so unklug, das Kleingedruckte zu lesen. Für den Fall eines Atomangriffs oder der Einbürgerung durch einen anderen Staat galt die Versicherung nicht. Noch nachdenklicher konnte stimmen, dass sie für den Fall einer Entführung galt, und zwar bis zu zwölf Monate. Fallschirmspringen war nebst »allen übrigen gefährlichen Sportarten« streng verpönt. Aber jetzt hatte ich es schwarz auf weiß: »Ethnologie ist keine gefährliche Sportart.«

Die Ausrüstung, die ich auf dem Bett ausgebreitet hatte, schien diese Behauptung Lügen zu strafen. Da waren Tabletten zur Desinfizierung des Trinkwassers, Mittel gegen zwei Arten von Malaria sowie gegen Fußpilz, eitrige Geschwüre

und eiternde Augenlider, Amöbenruhr, Heuschnupfen, Sonnenbrand, Läuse- und Zeckenbefall, Seekrankheit und starkes Erbrechen. Erst viel, viel später sollte ich merken, dass ich das Aspirin vergessen hatte.

Es würde eine strapaziöse Tour, kein Ausflug werden, ein Aufbegehren des sichtbar erschlaffenden Leibes gegen einen Landstrich, in dem wahrscheinlich alles steile Berge hinaufgeschleppt und über tiefe Schluchten gehievt werden musste, ein letzter Akt physischen Auftrumpfens vor dem Eingeständnis, dass städtisches Leben und mittlere Jahre ihr unwiderrufliches Zerstörungswerk vollbracht hatten.

In einer Ecke stand der neue Rucksack, schillernd grün wie der Rückenpanzer eines tropischen Käfers. Daneben funkelten nagelneue Stiefel und verhießen trockene Füße und tröstliche Durchhaltekraft. Die Fotoapparate waren gesäubert und neu justiert. Alle kleineren Geschäfte waren erledigt, und ich kam mir vor wie ein Soldat vor der Schlacht, der sein Gewehr gereinigt und geölt hat. Jetzt, in der gedrückten Stimmung vor dem Abschied, waren die Geisteskräfte gelähmt und die Sinne betäubt. Es war der Augenblick, auf seinem Gepäck zu sitzen und sich hohl und niedergeschlagen zu fühlen.

Ich habe nie wirklich verstanden, was den Ethnologen hinaustreibt. Wahrscheinlich ist es schlicht der Triumph vorwitziger Neugier über vernünftige Besonnenheit, die Unzuverlässigkeit des menschlichen Gedächtnisses, das nichts mehr davon wissen will, wie ungemütlich und öde die Feldforschung zum großen Teil ist. Vielleicht ist es die Langeweile des Lebens in der Stadt, der Verdummungseffekt einer geordneten Existenz. Oft wird der Entschluss zur Abreise durch relativ geringfügige Vorfälle ausgelöst, die ein neues

Licht auf die Alltagsroutine werfen. Einmal fühlte ich mich in Versuchung geführt, als ein großspuriger Bericht über »Anwendungsmöglichkeiten des Computers in der Ethnologie« auf meinem Schreibtisch landete, nachdem ich gerade vierzig Minuten damit zugebracht hatte, ein Schreibmaschinenfarbband per Hand umzuspulen, weil meine Maschine so alt war, dass die passenden Bänder im Handel nicht mehr erhältlich waren.

Der Punkt ist, dass Feldexkursionen häufig eher ein Versuch des Forschers sind, eigene, sehr persönliche Probleme zu lösen, als dass sie dem Bemühen entspringen, andere Kulturen zu verstehen. Innerhalb des Berufsstandes gelten sie oft als ein Allheilmittel. Ehe kaputt? Zieh los und treib ein bisschen Feldforschung, damit sich dir die Dinge wieder zurechtrücken. Depressiert, weil es mit der Karriere nicht vorangeht? Betreibe Feldforschung, dann hast du andere Sorgen.

Aber was auch immer der Grund sein mag, alle Ethnografen nehmen den Ruf der Wildnis mit der gleichen Zuverlässigkeit wahr, mit der einen Muslim das plötzliche, unwiderstehliche Bedürfnis überfällt, gen Mekka zu ziehen.

Wohin diesmal? Nicht nach Westafrika, sondern in eine neue Gegend. Von Studenten war ich oft um Rat bei der Auswahl des Feldforschungsziels gefragt worden. Manche trieb ein unerbittlicher Dämon an, über ein ganz bestimmtes Thema zu arbeiten, etwa über die Beschneidung der Frauen oder über das Schmiedehandwerk. Denen zu raten war nicht schwer. Andere hatten sich einfach in einen bestimmten Weltteil verliebt. Auch die waren kein Problem. Eine solche Liebesbeziehung kann ebenso gut dazu befähigen, den vielen Prüfungen und Enttäuschungen der Ethnografie zu trot-

zen, wie eine ernsthaftere theoretische Bindung. Dann gab es da die dritte, schwierigste Gruppe, in die jetzt auch ich zu gehören schien und die ein Kollege höchst unfreundlich als die »Grünen« der Ethnologie apostrophiert hatte – die Gruppe derer, die besser wussten, was sie nicht wollten, als wonach sie suchen sollten.

Wenn mich solche Art Menschen um Rat fragten, hatte ich stets sinngemäß geäußert: »Warum gehen Sie nicht dorthin, wo die Bewohner schön und freundlich sind, wo Ihnen das Essen schmeckt und wo hübsche Blumen blühen?« Oft kehrten diese Leute mit ausgezeichneten Forschungsergebnissen zurück. Jetzt musste ich den Rat mir selbst geben. Westafrika kam eindeutig nicht infrage; aber blitzartig wusste ich die Antwort: Indonesien. Es empfahl sich, Erkundigungen einzuziehen.

Ich holte mir Rat bei einem bekannten Spezialisten für Indonesien – natürlich einem Holländer und deshalb englischer als jeder Engländer, mit Jackett im Hahnentrittmuster, lang gezogenen, gepflegten Vokalen und einer Pfeife à la Sherlock Holmes. Mit der deutete er auf mich.

»Sie sind geistig in den Wechseljahren«, sagte er und stieß mit runden Lippen Rauch aus. »Sie brauchen einen kompletten Tapetenwechsel. Bei ihrer ersten Feldexkursion machen die Ethnologen immer die schwer zu verkraftende Entdeckung, dass die Menschen dort nicht wie die Menschen zu Hause sind – in Ihrem Fall also, dass die Dowayos anders als die Engländer sind. Aber dass *alle* Völker einander unähnlich sind, das hat man deshalb noch lange nicht spitzgekriegt. Sie laufen jahrelang herum und sehen überall Dowayos. Haben Sie ein Stipendium?«

»Noch nicht. Aber ich kann wahrscheinlich ein paar

Gelder loseisen.« (Das Traurigste an der akademischen Forschung ist, dass einem in jungen Jahren, wenn man reichlich Zeit hat, niemand Geld gibt. Hat man sich ein bisschen die Karriereleiter hinaufgearbeitet, kann man normalerweise Finanzmittel bekommen, aber da hat man nie genug Zeit, noch etwas Bedeutendes zu vollbringen.)

»Stipendien sind etwas Wundervolles. Ich habe oft mit dem Gedanken gespielt, ein Buch über die Diskrepanz zwischen dem Zweck, für den Stipendien bewilligt werden, und ihrer tatsächlichen Verwendung zu schreiben. Mein Auto« – er wies aus dem Fenster – »das ist der Zuschuss, den ich erhielt, um mein letztes Buchmanuskript abtippen zu lassen. Ich habe sechs Wochen lang die Nächte damit zugebracht, es selbst zu tippen. Es ist kein sehr gutes Auto, aber das ist das Buch schließlich auch nicht. Heiraten konnte ich dank eines Sprachstipendiums, das ich bekommen hatte, um die Sprache der Aceh zu lernen. Meine älteste Tochter verdanke ich einem Stipendium für den Besuch indonesischer Forschungseinrichtungen in Deutschland.« So viel zu den Akademikern und ihrer Kunst, Armut mit Lebensart zu verknüpfen!

»Sie haben sich kürzlich scheiden lassen. Haben Sie dafür auch ein Stipendium bekommen?«

»Nein ... Dafür habe ich selbst bezahlt. Aber es war die Sache wert.«

»Wohin soll ich also gehen?«

Er paffte. »Sie werden nach Sulawesi gehen. Wenn jemand fragt, warum, so geben Sie als Grund an, die Kinder dort hätten spitze Ohren.«

»Spitze Ohren? Wie Mr. Spock?«

»Genau. Den gibt's dort auch.«

»Aber warum?«

Er stieß Rauch aus wie ein indonesischer Vulkan und lächelte geheimnisvoll. »Fahren Sie hin, Sie werden schon sehen.«

Mir war klar, ich hatte angebissen. Ich würde auf die indonesische Insel Celebes fahren und mir die spitzen Ohren der Kinder anschauen.

Die Aussicht auf eine ferne Reise mag Vergnügen machen. Die unmittelbare Vorbereitung auf sie macht keines. Impfungen. Durfte man wirklich darauf vertrauen, dass die Pocken »ausgerottet« waren? Ausgerottet – ein hübsches, klares, eindeutiges Wort, das unendlichen Argwohn erregen konnte. Tollwut? Wie groß war die Wahrscheinlichkeit, von einem tollwütigen Hund gebissen zu werden? Ja, aber man kann sie auch kriegen, wenn man von einer Katze gekratzt oder von einem Vogel gepickt wird. Gammaglobulin? Die Amerikaner schwören darauf. Die Briten glauben nicht daran. Schließlich wählt man blindlings wie ein Kind, das sich eine Handvoll Süßigkeiten greift. Wie viele Hemden? Wie viele Paar Socken? Zum Anziehen sind es nie genug und zum Schleppen immer zu viele. Kochtopf? Schlafsack? Es kommen Situationen, wo beide unentbehrlich sind, aber lohnt das die Qualen eines Transports durch ganz Java? Dann die Musterung von Zähnen und Füßen, als wäre der eigene Körper eine womöglich defekte Ware auf dem Sklavenmarkt. Schließlich die Durchsicht von Reiseführern und ethnografischen Arbeiten.

Jedes Buch erzählte etwas anderes. Eine Reiseroute auszuarbeiten war unmöglich. Die Versionen ließen sich nicht zu einem einheitlichen Bild zusammenfassen. Einem Reise-

führer zufolge waren indonesische Schiffe die Hölle zu Wasser, Tiefpunkt der Verkommenheit, dreckig und verpestet. Ein anderer sah in ihnen Oasen der Ruhe. Ein Reisender behauptete, auf Teerstraßen gefahren zu sein, die ein anderer für abgeschafft erklärte. Reiseführer waren ebenso sehr Fantasieprodukte wie Stipendienanträge. Wahrscheinlich hatte sie mein Holländer geschrieben. Hinzu kam das Problem, dass man die Wertmaßstäbe der Autoren nicht kannte. Was dem einen als solide galt, erschien dem anderen »unverschämte teuer«. Am Ende blieb nichts anderes übrig, als hinzufahren und selbst zu sehen.

In einem bestimmten Stadium erscheinen Landkarten unverzichtbar. In Wirklichkeit vermitteln sie einem nur das trügerische Gefühl zu wissen, wohin man fährt.

Die Verkäufer in der Landkartenabteilung sind die echten Exzentriker des Buchhandels – Leute mit Strubbelhaar und hoch in die Stirn geschobener Brille.

»Eine Karte von Sulawesi? Charlie, hier ist einer, der 'ne Karte von Sulawesi will.« Charlie starrte mich über einen Stoß Landkarten hinweg an. Offensichtlich kam nicht jeden Tag einer mit der Sulawesi-Nummer vorbei. Charlie war der Typ, der die Brille bis auf die Nasenspitze herunterschiebt.

»Kann ich nicht mit dienen. Hätten selbst gern eine. Kann Ihnen mit einer holländischen Vorkriegskarte dienen, auf der nichts drauf ist. Die Indonesier haben das Copyright, wissen Sie. Angst vor Spionage. Oder Sie können ein Messischblatt der amerikanischen Luftwaffe haben, aber es besteht aus drei Blättern, sechzig Zentimeter im Quadrat. Herrliches Stück Kartografie.«

»Ich hatte mir etwas Handlicheres erhofft.«

»Wir können Ihnen mit einer politischen Karte von



Ostmalaysia dienen. Am unteren Rand sind auch noch die physikalische Karte vom restlichen Borneo und zehn Zentimeter vom südlichen Sulawesi drauf, um das Quadrat auszufüllen. Aber ich nehme an, das wird Ihnen nicht viel nützen, wenn Sie sich weiter als zehn, zwanzig Kilometer von der Hauptstadt entfernen wollen. Wir können Ihnen mit einem Straßenplan der Hauptstadt nebst Verzeichnis dienen.«

Ich sah es mir an. Wie oft hatte ich schon solch großartige Labyrinth aus Straßen und Alleen studiert, die sich dann vor Ort als heiße, staubige kleine Dörfer entpuppten, mit einer einzigen ernst zu nehmenden Straße.

»Nein. Ich glaube nicht. Übrigens, der Name hat sich geändert. Die Stadt heißt nicht mehr Makassar. Sie heißt Ujung Pandang.«

»Aber ich bitte Sie, mein Herr«, sagte Charlie tief gekränkt. »Das ist eine Karte von 1944.« Es stimmte. Das Straßenverzeichnis war auf Holländisch.

Da das Geld wie üblich knapp bemessen war, musste man nun die Billigmakler wegen eines preiswerten Flugtickets abtelefonieren. Dass man ein Ticket nach Sulawesi bekam, stand nicht zu erwarten. Das Beste war, es bis Singapur zu schaffen und dort weiterzusehen.

Erstaunlich ist nicht, dass die Tarife von einer Gesellschaft zur anderen variieren, sondern dass es praktisch unmöglich ist, für ein und denselben Flug ein und derselben Gesellschaft ein und denselben Preis zu zahlen. Je mehr sich die Verhältnisse klärten und je weiter die Preise nach unten gingen, umso obskurer und aufschlussreicher wurden die Namen der Fluggesellschaften. Bei Finnair hatte man Flugzeuge vor Augen, die sich von Zauberhand in Luft

auflösten. Madair war teuer, aber ließ an einen Ausbruch wilden Abenteuerertums denken. Schließlich entschied ich mich für eine Fluglinie der Dritten Welt, von der es hieß, sie sei »in Ordnung, vorausgesetzt, der Start klappt«. In einer Dachkammer über der Oxford Street hatte ich ein Stelldichlein mit einem nervösen kleinen Mann, der aussah wie ein Demonstrationsobjekt für die verheerenden Folgen von Stress – ein verschrumpeltes Nervenbündel, nägelkauend, kettenrauchend. Er saß mitten in einem riesigen Haufen Papier neben einem Telefon, das ständig klingelte. Ich bezahlte mein Geld, und er fing an, das Ticket auszuschreiben. Klingeling.

»Hallo. Was? Wer? Mein Gott. Aha, ja, gut. Das tut mir leid. Das Problem ist, dass um diese Jahreszeit alle Welt nach Osten reist, deshalb wird es tatsächlich schwierig sein, einen Platz zu bekommen.« Es folgten fünf Minuten besänftigenden Einredens auf einen Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung, der offenkundig höchst verärgert war. Dann legte er auf, verbiss sich in seine Nägel und fuhr mit dem Ticketschreiben fort. Schon klingelte das Telefon wieder.

»Hallo. Was? Wann? Mein Gott. Ja, also. Das Problem ist, dass um diese Jahreszeit alle Asiaten nach Westen reisen, deshalb wird es Schwierigkeiten machen, einen Platz zu bekommen.« Erneut fünf Minuten besänftigende Laute. Er sog wild an einer Zigarette. Klingeling.

»Hallo. Was? Mein Gott. Es tut mir leid. Das ist in all den Jahren, die ich im Geschäft bin, noch nie vorgekommen. Selbstverständlich habe ich das Ticket an Sie abgeschickt.« Er wühlte in einem dicken Stoß Tickets, steckte eines in einen Umschlag und kritzelte eine Adresse darauf.

»Das Problem ist, dass um diese Jahreszeit der größte Teil der Postbelegschaft in Urlaub ist, da kommt es zu Verzögerungen.«

Ich steckte mein Ticket ein und verließ mit den düstersten Vorahnungen das Büro.

Und so war ich bei meiner Depression vor Reiseantritt angelangt. Nachdem ich mit dem Insektenpanzerrucksack auf dem Rücken einmal die Runde durchs Zimmer gemacht hatte, packte ich ihn wieder aus und reduzierte den Inhalt auf die Hälfte. Die Mühe hätte ich mir sparen können. Als ich zum Flughafen kam, war im Flugzeug kein Platz frei und der nächste Flugtermin erst in einer Woche. Ich rief den dauergestressten Menschen vom Reisebüro an.

»Was? Wer? Also das ist noch nie passiert, seit ich im Geschäft bin. Das Problem ist, dass um diese Jahreszeit die außerplanmäßigen Flugzeuge durch den Monsun aufgehalten werden. Aber Sie erhalten eine vollständige Kostenrückerstattung. Ich bin schon dabei, sie in den Umschlag zu stecken.« Als der Scheck mehrere Wochen später eintraf, war er ungedeckt.

Man sagt, dass jeder positive Begriff sein negatives Gegenstück braucht, um schärfer bestimmt zu sein und im Gesamtsystem der Dinge seinen fest umrissenen Ort zu haben. Vielleicht ist im System der Fluglinien dies die Aufgabe von Aeroflot, eine Art antithetische Fluggesellschaft zu verkörpern. Anstelle von verweichlichten Stewards derbe, schnauzbärtige Wärterinnen, statt präziös luftige Küchenkreationen gebratene Hähnchen. Zwischen London und Singapur wurden uns fünfmal Brathähnchen aufgetischt, mal warm,

mal kalt, aber stets als solche identifizierbar. Um nicht mein Gepäck wieder nach Hause schleppen zu müssen, hatte ich mich für den einzigen billigen Flug an diesem Tag entschieden – mit Aeroflot.

Der Luftzufuhr hatte man irgendeine merkwürdige Duftnote beigemischt, die an Nelkenöl erinnerte. In der Toilette – einem absolut papierfreien Ort – war dieser Geruch besonders penetrant, mit dem Ergebnis, dass die Besucher rotgesichtig und nach Luft schnappend aus ihr herauskamen. In Augenblicken, wo das Flugzeug großen Belastungen ausgesetzt war, wie etwa beim Landemanöver, sah man durch Ritzen in der Decke kalte Luft hereinströmen wie von Trockeneis bei einer Theateraufführung. Das versetzte die Japaner in Schrecken, die dachten, es wäre ein Feuer ausgebrochen. Als sie wimmerten, wurden sie von einer Wärterin auf Russisch angebrüllt. Das beruhigte sie zwar nicht, brachte sie aber zum Schweigen.

Nur in Moskau, als wir das Flugzeug wechselten, waren wir vor dem Ansturm der Brathähnchen sicher. Nachdem wir spät am Abend dem Dunstkreis des Nelkenöls entstiegen waren, ließ man uns auf der Treppe unter Zwanzigwattbirnen wie vor einem kommunalen Bordell Schlange stehen. Wärterinnen liefen zwischen uns herum und riefen in Antwort heischendem Ton: »Lusaka!« Oder hieß es »Osaka«? Japaner und Sambianer waren ohne rechte innere Überzeugung bemüht, sich gegenseitig wegzudrängen. Unsere Tickets wurden sorgfältigst studiert, unsere Gepäckstücke durchsucht. Ein finster dreinblickender junger Mann prüfte unsere Pässe und bewegte die Lippen, während er Zeile um Zeile entzifferte. Wir mussten Hüte und Brillen abnehmen. Bei mir wurde die Körpergröße nachgemessen, um sie mit

der Eintragung in meinem Pass zu vergleichen. Ich kann heute noch nicht glauben, dass die Angaben übereinstimmten.

Das Mädchen hinter mir war Französin und eine Schwatzenbase, die unbedingt ihre Lebensgeschichte loswerden musste. Sie ging nach Australien, um dort zu heiraten. »Ich denke, es wird schon alles werden, wenn ich erst da bin«, sagte sie tapfer. Humoristisch veranlagt, wie sie war, fand sie die Messaktion ausnehmend komisch. »Werden Sie für den Sarg vermessen?«, fragte sie munter. Dem finsternen jungen Mann missfiel ihre Leichtfertigkeit, deshalb schickte er sie ans Ende der Schlange zurück. Man kam sich wie in der Schule vor. Tatsächlich erinnerte der ganze Transitbereich an triste Schultage in der Nachkriegszeit. Strenge Damen rollten abgestoßene cremefarbene Emaillewägelchen herum; ihre fleischigen Gesichter waren die personifizierte Missbilligung. Keine Frage, hier handelte es sich um die gleichen Frauen, die damals an meiner Grundschule fettiges Hackfleisch ausgeteilt hatten, während sie Rationierungsprobleme erörterten. Bei den kaputten Toiletten musste ich an die Außenklosetts der Schule denken.

Junge Frauen in olivgrüner Uniform salutierten vor Soldaten, die mit dem Gewehr herumschlenderten und so wirkten, als wären sie in wichtigen Staatsgeschäften unterwegs. Uns Westler durchdrang ein Gefühl von Schuld und Ungeborgenheit. Wir fühlten uns allesamt ungebührlich frivol und albern, wie Leute, die beim Begräbnis kichern müssen. Irgendwann wurden vielleicht auch wir zu so erwachsenen, nüchternen Staatsbürgern wie die Menschen hier.

Alle Läden waren geschlossen; der Run auf russische Ma-

troschkas und Bücher, in denen es um die Kollektivierung in Vietnam ging, musste also unterbleiben. Unternehmungslustigere Gemüter entdeckten treppauf eine Bar, wo man bei einem mürrischen Menschen, der kein Wechselgeld hatte, Sprudel kaufen konnte.

Jeder von uns hatte ein Pappschild erhalten, auf dem »Esen 9.00« geschrieben stand. Es gab einen Bereich mit Tischen und Stühlen; dort setzten wir uns alle hin und machten einen zunehmend heimatloseren Eindruck. Um zehn Uhr tauchten die Schulspeisungs-Damen auf. Nachdem sie ihre Kopftücher gerichtet hatten, schritten sie zur Tat. Aber leider gab es für uns kein Hackfleisch. Vielmehr servierten sie sich selbst in aller Ruhe ein üppiges Mahl, das sie vor unseren hungrigen Augen schmatzend und mit sichtlicher Befriedigung verzehrten. Hähnchen waren diesmal offenbar nicht im Spiel. Die Damen verschwanden und zelebrierten hinter der Bühne eine lang gezogene Tellerklapper-Orgie. Kurz vor dem planmäßigen Abflug unserer Maschine stürmten sie mit den emaillierten Servierwägelchen triumphierend auf die Szene. Eine servierte uns zwei Brotscheiben, eine Tomate und schwarzen Kaffee, während zwei andere uns zusammenscheuchten und in Gruppen packten, um die Tickets zu kontrollieren. Als wir bereits jede Hoffnung auf mehr begraben hatten, servierte man uns einen einsamen Keks auf herrlichem Porzellan.

Unter uns, auf dem Platz vor den Flugsteigen, war eine lebhaftere Kabarettvorstellung im Gang. Zwei Touristen, dem Ton nach Engländer, trommelten gegen die Glastür des Einreisebüros. Sie versuchten, die Tür aufzustoßen. Sie zogen an ihr. Sie begriffen nicht, dass es eine Schiebetür war.

»Unser Flugzeug!«, schrien sie und deuteten auf ein Ob-

jekt direkt hinter der Fensterscheibe, bei dem es sich in der Tat um ein großes Flugzeug handelte. Man sah Passagiere an Bord gehen. Ein dicklicher Beamter in einer sackkleinen Uniform stand mit dem Rücken zu ihnen, starrte aus dem Fenster und war beharrlich bemüht, den Krach zu ignorieren, den sie machten.

»Sie haben angerufen, wir sollen zum Flughafen kommen«, schrien sie. »Wir warten seit einer Woche auf ein Flugzeug.«

Schließlich ging dem Beamten der Aufruhr auf die Nerven; er schob die Tür einen Spaltbreit auf und stierte sie an wie ein Wohnungsinhaber, den man in aller Herrgottsfrühe aus dem Bett geklingelt hat. Sie streckten ihm die Tickets entgegen, um sich zu legitimieren. Das war ein Fehler. Er nahm sie, schloss und verriegelte in aller Ruhe die Tür, deponierte die Tickets auf dem Rand seines Schreibtischs und nahm seine friedliche Betrachtung des Flugzeugs wieder auf. Eine Wärterin tauchte oben an der Treppe auf, machte sich kurz ein Bild von der Lage, zuckte mit den Schultern und ging wieder hinein.

»Rufen Sie jemanden«, flehten die Reisenden. »Unser Gepäck ist in diesem Flugzeug.«

Die Antwort des Beamten bestand darin, ihnen die Tickets unter der Tür zielsicher zuzuschieben und ihnen dann erneut den Rücken zuzukehren. Die Luke des Flugzeugs wurde geschlossen und die Treppe weggerollt. Die Reisenden, von neuerlicher Verzweiflung gepackt, hämmerten gegen die Tür. Der Beamte steckte sich eine Zigarette an. Volle zehn Minuten sahen wir zu, bis das Flugzeug schließlich abhob und entschwebte. Die beiden Reisenden waren in Schluchzen ausgebrochen.

Pharisäer, die wir waren, wandten wir uns ab. Endlich hatte man unser eigenes Flugzeug aufgerufen. Das Moralstück, dessen Zeugen wir geworden waren, hatte uns den Wert der Pünktlichkeit gelehrt. Wir umlagerten die Türen des Flugsteigs wie die Barbarenhorden die Tore Roms. Ab und an tauchte hinter den Glastüren eine Wärterin auf; sofort stürmten wir nach vorn. Sie verschwand wieder, und wir standen da wie die Deppen.

Die Fortsetzung des Fluges brachte keine Erholung, nur neue Brathähnchen. Ein aufgeblasener Inder stolzierte durchs Flugzeug und erzählte jedem, der ihm in die Quere kam, er sei Marineadmiral und reise nur aus Gründen der Sicherheit, nicht aus Sparsamkeit mit Aeroflot. In einem Winkel saß eine gewiefte Globetrotterin und wies alle Hähnchenofferten mit einer Geste des Abscheus von sich, weil sie vorausschauend genug gewesen war, sich mit einigen Sorten Käse und einem guten Laib Brot zu verproviantieren. Zu ihren Füßen stand eine Flasche Wein. Auf dem Schoß hatte sie einen dicken Roman. Das Empörendste war, dass sie sich auch mit Seife und einer Toilettenpapierrolle versehen hatte. Wir beäugten sie mit dem unverhohlenen Verdross, den man auf den Gesichtern alter Leute antrifft, wenn sie hinter den Fensterscheiben ihrer Seniorenheime die Welt draußen beobachten. Als wir vor Singapur zur Landung ansetzten und ein grünesichtiger Mann beim Gang aus der Toilette ihren Wein umstieß, empfanden wir eitel Schadenfreude.

Singapur. Die Löwenstadt. Ihr derzeitiges Symbol – derzeit deshalb, weil alles in Singapur einem unerbittlichen Prozess der Umgestaltung und Perfektionierung unterliegt – ist



der Merlion, eine kränkliche, zimperliche Mischung aus Löwe und Fisch, die eines Walt Disney würdig ist. Unten am Hafen spie das Vieh einen Strahl schmutzigen Gischtwassers aus, nur um von den Touristen dabei fotografiert zu werden.

Nach Moskau war die Stadt unverkennbar ein Teil der freien Welt, aber auch hier herrschte Ruhe und Ordnung. Die Sozial-Charta des Stadtstaats beruft sich auf den Kolonialbeamten Raffles, nach dem alle möglichen Plätze auf der Insel benannt sind. Des eigentlichen Gründers, Heilsbringers und despotischen Wohltäters der Stadt, Lee Kuan Yews, wird hingegen nirgends gedacht. Singapur ist eine Republik, die Lee Kuan Yew zum König hat. Britische Namen wurden überall beibehalten. Den Luftwaffenstützpunkt zu besuchen macht Spaß. Chinesische Offiziere sitzen vor Bungalows, die Namen wie »Dunroamin« tragen und an Straßen liegen, die »The Strand« und »Oxford Street« heißen. Singapur hat sich nicht bemüht gefühlt, seine koloniale Vergangenheit auszumerzen; sie ist wie alles andere problemlos integriert worden.

Auch wenn das Gemeinwesen vom Namen Lee Kuan Yews nicht widerhallt, von seiner Persönlichkeit ist es auf allen Ebenen durchdrungen. Straßen darf man ausschließlich an Ampelanlagen überqueren, andernfalls zahlt man fünfhundert Dollar Strafe; Ausspucken und das Wegwerfen von Abfällen kostet ebenfalls fünfhundert Dollar Strafe. Man ist hier überzeugt davon, dass sich alle Probleme durch ständig neue Vorschriften lösen lassen. Wie in Moskau ist auch hier das autoritäre System der Schule nachgebildet. Natürlich nicht den Brutstätten des Lasters, der Gewalt und des Verbrechens, als die sich die heutigen britischen Schulen präsentieren, sondern den seltsam sittenreinen Instituten der

Nachkriegsjahre. Die öffentlichen Orte sind adrett und gepflegt, jedes Fleckchen Erde wird zur Parkanlage. In den riesigen, einschüchternden Mietskasernen funktionieren sämtliche Lifts und sind makellos sauber. Unerklärlicherweise verzichten die Singapurer darauf, ihr eigenes Nest zu beschmutzen. Sogar die öffentlichen Fernsprecher funktionieren. Der Gegensatz zur schmutzigen, mutwillig demolierten Londoner Innenstadt ist umwerfend.

Singapur ist vor allem eine Stadt, die sich dem Broterwerb verschrieben hat. Der Fleiß der Singapurer wird allgemein gerühmt. Aber es ist eine seltsame Art von Gewerbefleiß; seine Haupterscheinungsform sind Händler in Einkaufszentren, wo sie zwischen Waren hocken, deren Herkunftsland Japan ist und deren Käufer vornehmlich aus westlichen Ländern kommen. Sogar nach britischen Maßstäben ist die Unverschämtheit der Verkäufer verblüffend – und das trotz einer »Lächel«-Kampagne Lee Kuan Yews. (Auch hier wieder fällt einem die Schule ein – der Direktor, der vor versammelter Mannschaft aufsteht, um »ein paar Worte über den allgemeinen Mangel an Frohsinn in der Schule zu sagen«.) Das Englisch, das man spricht, ist etwas ganz Besonderes. In dem Vielsprachengemisch der Chinesen, Inder und Malaien scheint manchem die Muttersprache überhaupt abhandengekommen zu sein.

Ich wohnte bei einer malaiischen Familie in einem der vielstöckigen Wohnblocks aus Stahl und Beton, die an die Stelle der alten Holzhütten getreten sind, in denen die Malaien früher in unhygienischer Gemütlichkeit lebten. Der Staat sorgt dafür, dass die Mieter rassisch gemischt sind. Im einen Flügel des Blocks leben die Inder, im anderen die Chinesen. Die Korridore sind erfüllt vom Duft konkurrie-

render Gewürze und Weihrauchgaben für die verschiedenen Götter. Die Treppenhäuser durchzieht ein vielsprachiges Schnattern und Grummeln. Drinnen wohnen fünf Erwachsene und zwei Kinder in drei kleinen Zimmern mit Küche, alles tadellos sauber. Ins Hotel gehen? Unsinn. Hier ist genug Platz. Sie gehören gewissermaßen zur Familie.

Die Gastfreundschaft der Malaien ist überwältigend. Lässig ist nur die Pflicht, dreimal mehr essen zu müssen, als man eigentlich möchte.

Für mich war es der erste Versuch mit der indonesischen Sprache – oder jedenfalls einer Sprache, die dem Indonesischen sehr nahe kommt. Malaiisch und Indonesisch stehen im selben Verhältnis zueinander wie Englisch und Amerikanisch. Im Fernsehen konnte man Sendungen sowohl aus Singapur als auch von jenseits des Dammes empfangen, der Singapur von Malaysia trennt. Aus dem Singapurer Fernsehkanal drang nur gute Kunde. Schlechte Nachrichten waren eine ganz und gar ausländische Erfindung. Die Singapurer zeigten sich im einträchtigen Vielvölkerfortschritt begriffen. Da schau – die neue Untergrundbahn. Sieh da – neues Land wird dem Meer abgerungen. Auf dem malaysischen Kanal stellten dunkelhäutigere, gut aussehende Menschen muslimische Tugendhaftigkeit zur Schau. Die Nachrichten aus dem Ausland drehten sich um Mekka und neue Moscheen. »Sind Sie sicher, dass diese Apfelsinen keine israelischen sind?«, fragte jemand hinter mir.

Telefonanrufe innerhalb der Stadt sind kostenlos. Binnen zehn Minuten hatte ich einen Flug nach Jakarta gebucht, zu einem Drittel des Preises, den ich in London bezahlt hätte. Ich fing an, mich wie ein Tölpel aus der Provinz zu fühlen.

Wir machten es uns gemütlich, um ein malaiisches

Melodram anzusehen, das von Ehefrauen handelte, die sich empörend wenig Zwang antaten und ihren tugendhaften Männern Hörner aufsetzten, während diese bei Gericht beschäftigt waren. Den ehebrecherischen Akt symbolisierte die zufallende Schlafzimmertür.

»Hört nur, wie sie lacht, die Schlampe. Von Keuschheit keine Spur.«

»Schau. Jetzt raucht sie. Wah!«

Unglücklicherweise konnte ich kein einziges Wort des Films verstehen. Aber der Ethnologe wird von Kindesbeinen an darin geschult, öde Seminare, langweilige Konferenzen, unverständliche Vorträge durchzustehen. Meine Geduld wurde belohnt. Nachdem sie ihrem armen Mann viel Übles zugefügt hatte, deckte der Radscha die Untaten der Frau auf. Das Gericht sprach einen Dialekt, der dem Indonesischen nahe genug kam, um für mich verständlich zu sein. Das ganze Ausmaß ihres Verbrechens wurde endlich offenbar. Sie hatte den Reis entwendet, den sie für ihre Stiefkinder erhalten hatte, und Parfüm dafür gekauft. Wah!

Das Handelszentrum Singapur ist eindeutig ein Ort, wohin die westlichen Besucher kommen, um Asien zu entfliehen. Es ist ein Ort, wo sich Dinge erledigen lassen. Überall Ölhändler, Buchhalter, Rechtsanwälte und Angehörige anderer undurchsichtiger Berufe; sie alle tummeln sich in einem Milieu, das schlimmstes *Dallas* kolportiert. Die ziemlich puritanische Regierung zieht borniert gegen den Geschmack der westlichen Touristen zu Felde und scheint nicht begreifen zu können, dass diese sich fragen, warum sie eigentlich hergekommen sind, wenn man den Schmutz, die irrationalen Bräuche und all das übrige »Lokalkolorit« beseitigt.

Das derzeitige Streitobjekt war Bugis Street, ein Name, der die Lenden manches alten britischen Seemanns erben lässt. Die Straße war schlicht wegen ihrer transvestitischen Prostituierten berühmt. Transvestitentum ist eines der großen Motive des Ostens, häufig eine höchst ernsthafte Sache, die manchmal auch in einem religiösen Zusammenhang steht.

In der Bugis Street ging es allerdings ausschließlich um Entspannung und Vergnügen. Die Regierung, aufgebracht durch den »empörenden Exhibitionismus« und stets um ihren Ruf im Ausland besorgt, hatte beschlossen, das Viertel dichtzumachen. Das wurde in den Zeitungen gehörig breitgetreten.

»Wo ist das?«, fragte ich die Söhne des Hauses, junge Männer in den Zwanzigern. »Macht es Spaß hinzugehen?« Es folgte eine Beratung im Flüsterton.

»Wir wissen nicht, wo es ist. Wir sind nie da gewesen.«

»Habt ihr einen Stadtplan?«

»Wir haben keinen Stadtplan. Aber ich werde einen Freund fragen.«

Sie schlepten das Telefon an seiner langen Schnur bis ins Schlafzimmer und riefen an. Es wurden drei Anrufe, begleitet von jeder Menge Erröten.

»Keiner meiner Freunde weiß Bescheid. Sie sind alle Muslime.«

»Habt ihr chinesische Freunde?«

»Ich will's versuchen.«

Zehn Minuten später waren wir, kichernd vor verschwörerischer Aufregung, unterwegs. Dem Vater hatten wir erklärt, wir wollten uns den beleuchteten Hafen anschauen. Als wir Bugis Street schließlich fanden, stellte sie sich als

eine dunkle schmale Straße mit abrissreifen Gebäuden heraus. Trotz ihrer Enge hatte man Tische und Stühle auf die geteerte Straße gerückt, in unzähligen Buden wurden unter freiem Himmel alle möglichen Gerichte gekocht. Touristenschwärme zogen auf der lüsternen Suche nach Sensationen die Straße auf und ab. Viele warfen sich mangels anderer Sinnesgenüsse aufs Essen. Ich kaufte die drei teuersten Drinks, die ich je erstanden habe. Ein kleines Mädchen im Alter von fünf oder sechs Jahren ging von Tisch zu Tisch und forderte die Touristen auf, gegen einen Einsatz von einem Dollar das Fingerspiel mit ihm zu spielen. Es schnitt überaus erfolgreich ab. Picobello gekleidete malaiische Polizisten patroullierten auf und ab, die Stirn kraus vor Missbilligung.

»Warum sind alle Polizisten hier Malaien?«

Die Jungen lachten. »Alle Polizisten sind Malaien, abgesehen von den höheren Offizieren. Die Chinesen wollen nicht, dass die Malaien Flugzeuge steuern oder große Geschütze abfeuern können, deshalb stecken sie uns in die Polizeitruppe, wenn wir unseren Wehrdienst leisten.«

Die Touristen langweilten sich offensichtlich. Eine englische Gruppe hatte eine streunende Katze entdeckt und verbrachte den Abend damit, das Tier mit Fisch zu füttern, der zu einem exorbitanten Preis gekauft worden war. Ein Amerikaner brüllte plötzlich: »Schnell Miriam. Da ist einer!« Ein einsamer Transvestit mit Schmollmund steuerte im engen Lederrock zwischen den Tischen hindurch. Miriam, mit blau getöntem Haar und wild entschlossen, schnellte beherzt durch die Menge und setzte mit der Schmalfilmkamera das »Mädchen« einem regelrechten Sperrfeuer aus. Überall hörte man die Kamerafutterale klickend aufschnap-

pen, während unter vielem Fluchen in zahlreichen europäischen Sprachen über die Blitzlichtfrage nachgedacht wurde. Der Transvestit zog eine große Schau ab, streckte Zunge und Hintern heraus und entschwebte auf seinen hochhackigen Schuhen.

Dann setzten die Zweifel ein. Dass da jemand auf den Strich ging, stand außer Frage, aber das Geschlecht blieb ungeklärt.

»Nur 'ne alte Nutte«, meinte Miriam.

Der Abend wäre ziemlich trist verlaufen und meine muslimischen Freunde wären wohl um die desillusionierende Einsicht nicht herumgekommen, dass Verworfenheit keineswegs Spaß machen muss, hätte nicht ein verhutzelter chinesischer Kellner rettend eingegriffen.

»Sie wollen andelen Dlink?«

»Nein, vielen Dank. Nicht bei diesen Preisen.«

»Psst. Sie wollen schweinish Foto?«

»Was?«

»Schweinish Foto. Sie wollen?« Blitzartig tauchten vor dem inneren Auge Bilder vom heißen, staubigen Dienst in imperialen Kontingenten auf, von rotbäckigen Tommys, die an Land stiegen, um die Wunder des Morgenlands zu erleben. Zweifellos handelte es sich um Fotos von Bauchtänzerinnen, von mandeläugigen Schönheiten, behangen mit Silberschmuck und voll wollüstiger Verheißung. Er ließ verstoßen eine Plastikmappe mit Fotos in nummerierten Schutzhüllen auf den Tisch gleiten.

Orientalische Männer sind nicht sehr behaart, aber irgendwie hatte man es geschafft, Exemplare mit einer so verschwenderischen Fülle an Körperhaar aufzutreiben, dass es fast schon einem Weißen zur Ehre gereicht hätte. Sie hatten

Beine wie Klobürsten, die besonders vorteilhaft zur Geltung kamen, weil die Herren in weiblichen Badekostümen steckten. Viele hielten Federn in der Hand und lächelten affektiert. Sie hatten etwas sehr Trauriges und auch ein klein bisschen Lächerliches an sich, wie die Pin-up-Fotos unserer Großeltern. Es war, als wären sie verzweifelt bemüht, verruht zu wirken, wüssten aber nicht recht, wie.

Erneut kam eine Polizeistreife vorbei, zwei Malaien mit baumelnden Gummiknüppeln. Sie musterten durchdringend meine Begleiter, beides Landsleute, deren Blicke über das Buch auf dem Tisch glitten. Dann schüttelten sie den Kopf und gingen weiter. Meine Begleiter sahen ernüchtert und beschämt aus. Abermals verdarb ich die guten Sitten. Es war an der Zeit zu gehen. Als wir aufstanden, streckte -Miriam die Hand aus.

»Falls Sie mit den Fotos fertig sind, Schätzchen, würde ich auch gern mal einen Blick drauf werfen.«